

Ein Paar staunender Augen blickte hinauf in den Nachthimmel und sein Heer strahlender Lichtpünktchen. Sie suchten nach den vertrauten Bildern im Netz der Sterne und wurden fündig. Dort im Westen stand die Schildkröte, jenes alte, Unglück verheißende Zeichen der Miramiener. Am Nordhimmel überstrahlten die fünf Sterne des Baums all ihre Nachbarn – gehasst von den Anhängern der neuen Religion, die den Baum als Symbol des Heidentums verachteten. Sein Blick wandte sich dem Osthorizont zu. Im Bild des Speers war *Dhaneate* erschienen, der Stern der Hoffnung – hellster Punkt am Firmament.

Es ist beruhigend, dass die Sterne hier dieselben sind wie in Dhor, dachte Laurin seufzend.

Ein kühler Luftzug strich durch sein Haar. Es war ein angenehmes Gefühl, denn für gewöhnlich war es im Farnland drückend heiß. Zufrieden schloss Laurin die Augen.

„Eine schöne Nacht“, sagte er laut.

Seine Lider sperrten den Nachthimmel aus und öffneten den Bildern seiner Vorstellungswelt die Tür. Ungefragt erschien ein solches Bild vor ihm: das Bild eines Kopfes, abgetrennt von seinem Rumpf und roh auf einen Pfahl gespießt. Erschrocken riss Laurin die Augen auf.

Verzweifelt blickte er zum *Dhaneate*. „Vergessen!“ flehte er. „Wann kann ich endlich vergessen?“

Schritte näherten sich von hinten, und Laurin wandte den Kopf. Es war zu dunkel, um ein Gesicht zu erkennen, aber das unverwechselbare Geräusch ungesund pfeifenden Atems verriet den Ankömmling.

„Hast du lange nach mir gesucht, Bard?“ fragte er, ohne ihn anzusehen.

„Nein, nicht lange“, kam die Entgegnung. „Bumar erzählte mir, dass du dich hierher zurückzuziehen pflegst, wenn du vor Schwierigkeiten davonläufst.“

„Ach, hat er das erzählt?“

Bard ging vor ihm in die Hocke und betrachtete ihn voller Sorge. In der Dunkelheit waren die Zerstörungen nur undeutlich sichtbar, die ein entsetzlicher Unfall einst in seinem Gesicht angerichtet hatte.

„Setz dich zu mir, Bard“, forderte Laurin ihn auf. „Es ist eine schöne Nacht.“

„Das wäre respektlos“, versetzte Bard. „Man setzt sich nicht auf ein Dach und betrachtet die Sterne, während der Graf ein Fest für seinen Hofstaat gibt.“

Laurin bemühte sich, den Einwurf zu überhören. Sein Finger wies zum Hoffnungsstern, der sich wieder ein wenig mehr über den Horizont erhoben hatte. „Jener Stern, den nennen wir in Dhor den *Dhaneate*. Hat er bei euch auch einen Namen?“

„Gewiss, und wir nennen ihn ebenso: *Spera*, das ist sein Name auf Miramienisch.“

„Aha? Und woran mag das liegen, dass er bei uns wie bei euch den gleichen Namen trägt?“

Seufzend schüttelte Bard den Kopf. „Man merkt wahrlich, dass du unter Barbaren aufgewachsen bist, Laurin.“

Als er Laurins empörten Blick bemerkte, hob er lachend die Hände. „Schlag mich nicht, Laurin! Du vergisst immer wieder, dass auch ich ein gebürtiger Dharmese bin, so wie du.“

„Nein, das vergesse ich nicht. Und nun sag schon: Was ist der Grund für diesen Namen?“

„Es hat mit dem Prinzipal zu tun“, raunte Bard.

Laurin schlang die Arme um die Knie. Er war plötzlich unsicher, ob es ein guter Einfall gewesen war, damit anzufangen. Geschichten über den Prinzipal hörte er in seiner jetzigen Gemütslage ungern.

„In der Vorzeit, als die Menschen von Norlan gemeinsam die Heere des Namenlosen Volkes in die Knie gezwungen und ihren Prinzipal getötet hatten, da war plötzlich jener neue Stern am Himmel erschienen. Seitdem strahlt er auf uns herab und gibt uns Hoffnung.“

„Oh, das habe ich nicht gewusst“, gab Laurin zu und betrachtete den Stern, der noch schöner zu leuchten schien als zuvor.

„Aber lassen wir das, wir können uns hier nicht über die Sterne unterhalten. Du bist aus dem Festsaal des Grafen gelaufen. Weißt du nicht, dass es als unschicklich gilt, den Saal zu verlassen, bevor sich der Herr erhoben hat?“

„Solche Regeln hatten wir in Dhor nicht.“

„Doch nun bist du lange genug hier, um diese Dinge zu wissen. Du solltest schnell zurückkehren und um Verzeihung bitten. Das meine ich ernst!“

„Um Verzeihung?“ Vor Erregung warf Laurin die Arme hoch. „Hast du gehört, wie dieser Raul mit mir geredet hat? Als sei ich der letzte Tölpel! Muss ich mir das von einem aufgeblasenen miramienischen...“

„Er ist Oscars Knappe!“ unterbrach ihn Bard.

„Und mein Großvater war der Hochkönig von Norlan!“ schrie Laurin.

Ihr Streitgespräch wich einer Weile betretenen Schweigens. Laurin wünschte sich sofort, den Mund gehalten zu haben. Bards Ermahnung kam wie erwartet: „Und worauf liegt die Betonung bei diesem Satz? Er *war* Hochkönig. Basilio ist gestürzt, abgesetzt, vom Thron gejagt, und du bist jetzt nichts weiter als ein gewöhnlicher Knappe in einer unbedeutenden Grafschaft, der nun schnell in den Bankettsaal zurückkehrt, den er nie hätte verlassen dürfen.“

Schmollend erhob Laurin sich und ging vor Bard her. Er kam sich wie ein kleines Kind vor, das gemäßregelt werden musste. Mit stampfenden Schritten stieg er die Stufen hinab, die zurück in den herrschaftlichen Palast von Farnese führten.

Als Laurin den Festsaal betrat, hatte er das Gefühl, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren. Das grinsende Feixen des Knappen Raul nahm er dabei weniger wahr als die Blicke jener hohen Gäste, die ihn anstarrten wie einen Schweinebauern, der sich an ihre Tafel verirrt hatte. Selbst die Barone Ignatio und Gregorio, deren Fehden dauernder Gesprächsgegenstand waren, blickten in seltener Eintracht auf den jungen Dharmesen, der sich so unschicklich benommen hatte. Laurin starrte voller Scham auf seinen Teller und bemühte sich, den Nachbarn zu seiner Linken zu ignorieren, der alles erst ausgelöst hatte.

Allein der Graf erweckte den Anschein, als hätte er den Zwischenfall überhaupt nicht bemerkt. Mit einer Serviette tupfte er die von Hummersauce befleckten Lippen ab, ehe er sich zu Oscar hinüberbeugte, seinem miramienischen Gast. Wahrscheinlich tauschten sie eine belanglose Höflichkeit aus, ehe sie zu ihren langstieligen Weißweingläsern griffen, um einen weiteren Schluck des, wie der Graf es genannt hatte, „besten Jahrgangs des Farnlands seit mindestens einem Jahrhundert“ zu kosten.

Gelangweilt griff Laurin nach seinem eigenen Glas und trank den darin verbliebenen Rest. Zu seinem Kummer waren die Festbankette in Farnese genauso langweilig wie jene in Dhor. Vieles aber hing von der Sitzordnung ab. Leider hatte ihm jemand den üblen Streich gespielt, ihn zwischen den überheblichen Knappen Raul und den merkwürdigen Jungen Alessandro zu setzen, einen Spross des Barons Ignatio, mit dem Laurin überhaupt nichts anzufangen wusste, am allerwenigsten ein Gespräch. Sehnsüchtig blickte Laurin zur anderen Seite der Tafel, an der seine Freunde saßen.

Ein Diener kam mit einer weiteren Flasche Wein herum. „Darf ich noch nachschenken?“ fragte der Mann, während er den Rücken beugte.

Mürrisch wies Laurin auf sein Glas und ließ es erneut füllen. Bevor Laurin das Glas nehmen und an die Lippen setzen konnte, wandte sich plötzlich Alessandro an ihn: „Euer viertes Glas, nicht wahr?“

Laurin starrte ihn an. Alessandro war ein außerordentlich dürrer und hoch gewachsener, junger Mann, bei dem die Proportionen des Körpers nicht zu stimmen schienen. Er galt als ein Eigenbrötler und Außenseiter, und Laurin hatte den Kontakt zu ihm bisher gemieden.

„Ja“, erwiderte er missmutig. „Was geht Euch das an?“

„Vielleicht solltet Ihr Euch ein wenig zurückhalten.“

Mit Mühe überwand Laurin den Drang, dem Kerl den Inhalt seines Weinglases ins Gesicht zu schütten. „Kümmert Euch um Eure Angelegenheiten, verdammt!“ presste er zwischen zusammengekniffenen Lippen hervor.

„Wie Ihr meint! Übrigens, der Graf scheint Euch sprechen zu wollen. Ich rate Euch, mit ihm eine andere Rede zu führen als mit mir.“

Sogleich wandte sich Alessandro von ihm ab, und Laurin drehte vorsichtig den Kopf. Der Graf schien ganz seiner Gemahlin zu lauschen, die an seiner Seite den Kopf der Tafel hütete, doch eines seiner stets wachsamten Augen war eindeutig auf Laurin gerichtet. Als Laurin ihn ansah, hob sich

kaum merklich ein Finger. Eine einzige flüchtige Bewegung der Hand zeigte Laurin an, dass der Graf ihn zu sprechen wünschte.

Laurin schluckte. Es hatte keinen Sinn, das Unvermeidliche hinauszuzögern. Er rückte seinen Stuhl ab und trottete auf seinen Herrn zu wie ein Hund, der unterwürfig die Strafe seines Besitzers zu empfangen bereit war. Neben dem Grafen angekommen musste er warten, bis der die Unterhaltung mit seiner Frau beendet hatte. Unruhig trat er von einem Fuß auf den anderen, während er von Oscar, dem hohen Besucher aus Miramia, mit einem kurzen Seitenblick gemustert wurde.

„Habe ich Euch Laurin schon vorgestellt?“ sprach der Graf unvermittelt seinen Tischnachbarn an.
„Mein neuer Knappe!“

So auf ihn aufmerksam gemacht rückte Oscar sogar seinen Stuhl ab, um Laurin besser in Augenschein zu nehmen. „In der Tat, er ist mir bereits aufgefallen. Ein Junge aus dem Norden?“

Alle fragten das. Laurin hatte blondes Haar, was ihn als Fremden auswies. Niemand in den Freien Städten des Südens hatte helle Haare.

„Ja, er stammt aus Dhor, so wie Euer Gefolgsmann Bard. Sein Name aber ist miramienisch, denn tatsächlich ist nur eine Hälfte seiner Abstammungslinie dharmesisch, während sich die andere aber aus Miramia herleitet.“

„Ach?“ rief Oscar mit gespielter Interesse und nippte an seinem Glas.

Warum sagt er nicht, welche miramienische Linie das ist? dachte Laurin mürrisch. *Mein Großvater war der Hochkönig, ihr aufgeblasenen Wichtigtuere!*

„Leider hat er allzu viele Jahre in einer zugigen Burg am Hang des Scheidegebirges verbracht. Wie war noch gleich der Name dieser Burg, Laurin?“

„Nymadhin“, antwortete Laurin pflichtschuldig und dachte: *Jetzt weiß er es. Jeder weiß, dass Nymadhin die Exilburg meines Vaters war.* Doch Oscar zeigte keine Reaktion und hatte sich bereits seiner Lachsspeise zugewandt.

„Mundet dir unser Wein, Laurin?“

„Ja“, entgegnete Laurin, der noch immer nicht wusste, worauf sein Herr eigentlich hinaus wollte.
„Ja doch, sehr!“

„Das möchte ich meinen, ein wunderbarer Jahrgang, ein Mittlerer Ebilon 1508. Man sollte ihn in kleinen Schlucken genießen und nicht hinunterstürzen wie dharmesisches Bier.“

„Sehr wohl, Herr! Ich werde darauf achten.“

„Hast du Schwierigkeiten, den Weingeist zu vertragen, Laurin?“

Wann lässt er mich endlich wieder zu meinem Platz gehen? fragte Laurin sich verzweifelt. „Den Weingeist? Ich? Nein!“

„Ach, nein?“ Der Graf hielt sich eine Serviette vor die Nase. „Und doch scheinst du mir bereits unziemlich betrunken zu sein.“

Laurin errötete, als Oscar ihn wieder betrachtete, doch die Worte empfand er als ungerecht. „Ich bin nicht betrunken, Herr!“

„Euer Knappe widerspricht Euch!“ bemerkte Oscar mit aufgesetzter Verwunderung.

„Aber nein!“ wollte Laurin erwidern, doch der Graf brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

„Es tut mir leid, Laurin, aber dies ist keine nordische Festhalle, in der Rauflust und Trunkenheit gefrönt wird. Hoffentlich lernst du das bis zu meinem nächsten Bankett. Und nun geh ins Bett! Du hast die Erlaubnis zu gehen.“

Verblüfft starrte Laurin den Grafen an. Der aber hatte sich wieder seiner Gattin zugewandt und seinen Knappen scheinbar vergessen. Ohnmächtig vor Zorn schritt Laurin aus der Halle. Im Vorbeigehen verspürte er große Lust, sich von seinen Tischnachbarn, diesem Raul und diesem Alessandro, mit kräftigen Hieben auf deren Hinterköpfe zu verabschieden. Doch er widerstand dem Drang und ging durch die von einem Diener offen gehaltene Tür.

Tatsächlich begab sich Laurin ins Bett, doch statt sich zu entkleiden und den Schlaf zu suchen, legte er sich auf die Kissen und starrte gegen die Decke. Er teilte dieses Zimmer für gewöhnlich mit anderen Knappen, doch diese waren alle noch auf dem Bankett, von dem er soeben ausgeschlossen worden war.

Ich wünschte, ich könnte nach Hause.

Zu Hause war Nymadhin, die Exilburg seines Vaters, der nach dem Sturz des Hochkönigs jenes kleine und unbedeutende Lehen im Fürstentum Dhor zugeteilt bekommen hatte. Doch seit einer Ewigkeit hatte Laurin keine Nachricht von Nymadhin erhalten, und mit jedem Tag wuchs die Gewissheit, dass seine Heimat das gleiche Schicksal ereilt hatte wie alle Städte und Dörfer in Dhor.

Wieder tauchte der auf einen Pfahl gespießte Kopf vor ihm auf, und eine Träne bahnte sich ihren Weg über seine Wange.

Dhor gibt es nicht mehr, dachte Laurin traurig. *Es liegt in Trümmern, und diese feinen Herren haben nichts anderes zu tun, als sich um Tischmanieren zu sorgen.*

Mit der Faust schlug er auf ein Kissen ein und erstickte einen Schrei. Er durfte sich nicht erlauben, Wut auf Graf Leonardo zu empfinden. Nur weil der Graf von Farnese ihn unter seinen Schutz gestellt hatte, war es den Haronen nicht möglich gewesen, auch seiner habhaft zu werden – und mit ihm dasselbe anzustellen wie mit seinem Vater.

Endlich gab sein jugendlicher Körper, der den Alkohol tatsächlich nicht gewohnt war, nach und ließ ihn in einen unruhigen Schlaf fallen. Draußen stand *Dhaneate*, der Stern der Hoffnung, schon hoch am Himmel, doch Vorhänge verbargen ihn und ließen nicht zu, dass sein Licht Laurins Traumwelt beschien.

Er war wieder in Dhor: Stadt Dhor am Rande des Endlosen Waldes, Zentrum des gleichnamigen Fürstentums, das außerdem nur noch verstreute Burgen und Gehöfte umfasste. Für Laurin war es die größte Stadt der Welt. Nie hatte er Miramia, Farnese und die anderen freien Städte des Südens gesehen, und mochten die Menschen auch erzählen, dass diese um ein Vielfaches größer und prächtiger als Dhor waren, so lag es doch jenseits seiner Vorstellungskraft.

Ein halber Tagesritt trennte Stadt Dhor von Nymadhin, und immer wieder hatte Laurins Vater den Weg auf sich nehmen müssen, um dem Fürsten seine Unterwerfung zu bestätigen. Fürst Ardhor hatte dies genossen – wann sonst bekam man die Gelegenheit, einen Mann vor sich knien zu sehen, der noch vor wenigen Jahren als Thronfolger des Hochkönigs gegolten hatte.

In den engen Gassen von Dhor konnte man sich nur zu leicht verirren. Laurin war wieder dort, im Gewimmel der Straßen. Er hörte die üblichen Geräusche von rufenden Händlern, über das Pflaster polternden Wagen und verklingenden Kirchenglocken. Es war ein gewöhnlicher Tag in Dhor.

Dann veränderte sich etwas. Aus den Rufen wurden Schreie, gemütlich fahrende Wagen wurden durch hektisches Hufgetrappel abgelöst. Sturmwolken waren über der Stadt aufgezogen. Laurin war allein, ohne seinen Vater, ohne irgendeinen Begleiter, und etwas war geschehen.

Menschen mit entsetzten Gesichtern liefen ihm entgegen. „Haronen!“ schrien sie. „Die Haronen sind in der Stadt!“

Laurin folgte ihren Fluchtwegen. Zurück zum Palast, seinen Vater finden, der wüsste, was zu tun war. Nur weg aus den Gassen. Er rannte, hetzte, lief – im Kreis, immer im Kreis, denn einen Weg aus dem Gewirr enger Straßen fand er nicht.

Raus! rief er mit lautloser Stimme in seinem Traum. *Ich will hier raus!*

Rauch stieg auf. Dhor brannte. Die Kirchen waren zuerst angezündet worden. Menschen, die sich in ihr Inneres geflüchtet hatten, liefen hinaus, um von haronischen Soldaten niedergemacht zu werden. Blut strömte in die Rinnsteine und versickerte.

Wohin? dachte Laurin und sah sich um. Eine Flammensäule stand auch über dem Palast von Dhor. Der Rauch vereinte sich mit dem der abbrennenden Kirchen und wuchs über der dem Untergang geweihten Stadt.

Flieht! schrien die Menschen. *Der Feldherr ist gekommen! Flieht die Stadt!*

Aber das ging nicht! Wie sollte er ohne seinen Vater gehen? Und wohin?

Laurins Beine trugen ihn weiter, ohne einem vernünftigen Gedanken zu gehorchen. Sie brachten ihn aus den Gassen dorthin, wo die Gefahr am größten war: zum Marktplatz vor dem Dom. Etwas geschah hier, und er musste wissen, was das war.

Da waren zwei Pfeiler, die aus dem Pflaster in der Mitte des Platzes ragten. Um sie in die Erde zu treiben, hatte man einige Steine aus dem Boden gehiebt, die nun achtlos nebenbei lagen. Noch vor einer Stunde waren diese Pfeiler nicht dort gewesen. Er konnte nicht anders, als darauf zuzugehen.

Als lenkte ein Fremder seine Schritte, steuerte er die Pfähle an. Er wehrte sich dagegen, denn er ahnte, was er sehen würde.

Köpfe.

Es waren Köpfe, zwei Köpfe, auf Pfeiler gespießt und zur Schau gestellt.

Schilder, aus Holz gefertigt und in Eile bekritzelt, hingen von ihnen herab. *VERRÄTER* hatte man hineingeritzt.

Ein Kopf gehörte Fürst Ardhor. Noch am Morgen hatte Laurin mit ihm gefrühstückt, und nun tropfte frisches Blut aus dem abgetrennten Hals. Doch Ardhor war Laurin gleich. Sein Blick galt dem anderen Pfahl.

Nein! schrie er. Laurin stürzte auf die Knie und erbrach sein Frühstück. Mit beiden Händen bedeckte er sein Gesicht, um das Schreckliche nicht mehr sehen zu müssen.

Die Augen des Unglücklichen, dessen Kopf hier aufgespießt war, waren weit aufgerissen. Niemand hatte daran gedacht, sie zu schließen. Mit offenen Augen hatte Renato, der Herr von Nymadhin, Laurins Vater, den Tod gefunden.

Laurin wälzte sich am Boden...

...und erwachte schweißgebadet in seinem Bett. Seine Finger krampften sich um die Kissen, während er begriff, dass er in Sicherheit war. Er war nicht mehr dort, alles war längst geschehen, wenngleich er gezwungen war, es Nacht für Nacht von neuem zu durchleben. Zitternd betastete er seinen Körper und stellte fest, dass er völlig durchnässt war.

„Laurin?“ flüsterte eine Stimme.

Er schrak zusammen. Dann beruhigte er sich. Das Bankett war längst vorüber, und mittlerweile ruhten auch die anderen Knappen in ihren Betten. Die Stimme hatte Mugrat gehört, einem Knappen aus Ardistan.

„Ja?“ fragte Laurin und bemühte sich, nicht zittrig zu sprechen.

„Ist etwas?“ fragte Mugrat.

„Nein, nein!“ beschwichtigte er. „Ich habe nur geträumt.“

Nur geträumt, wiederholte er in Gedanken.

Verzweifelt starrte er gegen die Decke. *Vergessen!* war sein größter Wunsch. *Wann kann ich endlich vergessen?*

Von allen Flüssen des Südens war der Farno vielleicht der bedeutendste. Irgendwo im von Kartografen vergessenen Hügelland von Ardistan entsprang er jenseits aller Straßen und Wege, doch von dort rauschte er westwärts in die grünen Felder und Wiesen des Farnlands, das nach ihm benannt war. Zu beiden Ufern dehnten sich diese fruchtbaren Lande aus, auf denen die Untertanen des Grafen von Farnese ihr Tagwerk verrichteten. Doch der Strom setzte seinen Weg fort, durchfloss das prächtige Farnese und sollte viele Meilen weiter südwärts in Miramia ins Meer münden.

„Was ist denn?“ fragte Bard, als Laurin nicht aufhören wollte, über die Brückengeländer den Fluss zu betrachten. „Sieht der Farno heute anders aus als sonst?“

„Nein“, entgegnete Laurin. „Ich wundere mich nur, wieso der Fluss so klar und sauber erscheint, bei all dem Unrat, der hineingeworfen wird.“

„Er sieht so aus, weil er aus dünn besiedelten Landen kommt. Du solltest ihn in Miramia sehen – dort hatte er genug Zeit, allen Schmutz und Schlamm der Freien Städte aufzulesen.“

Zufrieden mit dieser Erklärung nickte Laurin und setzte seinen Weg fort. Bard ging neben ihm her, die Kapuze trotz des sonnigen Tages tief ins Gesicht gezogen, weil er die erschrockenen Blicke der Menschen nicht schätzte.

„Was bedrückt dich, Laurin? Ist es der Zwischenfall von gestern? Du solltest halt besser acht geben, wenn du zu einem Bankett geladen bist. Auch an diese Sitten wirst du dich noch gewöhnen.“

„Jeder hier scheint zu denken, dass wir in Dhor in Fellen herumlaufen und uns in Holzhütten besaufen“, zürnte Laurin. „Du kannst mir glauben, die Feste des Fürsten von Dhor waren ebenso fein und langweilig wie die des Grafen von Farnese. Nein, mir ist es gleich, was diese hohen Herren denken. Ich will endlich wissen, was in Nymadhin geschehen ist.“

„Deiner Verwandten wegen?“ fragte Bard vorsichtig.

„Ja, meine Schwestern und meine Mutter waren dort. Ich habe keine Ahnung, ob sie noch leben.“

„Deine Mutter? Ich dachte, deine Mutter wäre längst...“ Er sprach den Satz nicht zu Ende.

„Meine Stiefmutter meine ich“, stellte Laurin klar. „Für mich war sie eben meine Mutter. Glaubst du, die Haronen lassen sie in Ruhe? Sie haben meinen Vater getötet. Welches Interesse sollten sie an seiner Frau und seinen Töchtern haben?“

Bard zuckte die Achseln. „Wir können nur hoffen, dass sie sich damit zufrieden geben.“

Was Bard wirklich dachte, verriet er nicht, und in seinem Gesicht zu lesen, war zwecklos. Laurin aber wusste sehr gut, dass die Haronen freiwillig keinem Nachkommen des alten Hochkönigs erlauben würden, ihrer Rache zu entkommen. Allein Laurin war dies gelungen, indem er sich dem Schutz des Grafen von Farnese unterstellte hatte.

Vor ihnen war ein Gedränge entstanden. Sie kamen nicht mehr voran und reckten die Köpfe, um zu sehen, was der Grund für das Stocken der Menge war.

„Was ist hier los?“ fragte Bard.

Ein Mann, der sich angesprochen fühlte, antwortete ihm: „Neue Flüchtlinge aus Dhor. Der Graf hat weiteren hundert Dharmesen die Tore geöffnet.“

Die Frau neben ihm aber beklagte sich: „Wenn es so weiter geht, haben wir hier bald mehr Dharmesen als Farnländer! Können sie nicht woanders betteln gehen?“

Laurin sah die Frau missmutig an und hätte sie am liebsten zu Boden gestoßen. Bard aber legte ihm eine Hand auf die Schulter und ermahnte ihn, ruhig zu bleiben.

„Wenn neue Flüchtlinge meines Volkes eingetroffen sind“, erklärte Laurin, „dann will ich sie sehen. Kommst du mit, Bard?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, schob sich Laurin durch die Menge. Er drückte sich zwischen den Körpern protestierender Gaffer hindurch, bis er am Rand der Straße angelangt war, die vom Tor stadteinwärts führte. Bewacht von der gräflichen Garde trottete ein armseliger Zug Verzweifelter über das Pflaster. In ärmliche Lumpen gehüllt, die Köpfe gesenkt, schlichen sie an den Zuschauern vorüber. Ihre blonden und manchmal roten Haarschöpfe wiesen sie als Dharmesen aus.

„Pater Mardhin!“ rief Laurin, der in der Gruppe ein bekanntes Gesicht erkannt hatte. „Pater Mardhin!“

Der so Angesprochene, ein dürrer Mann in einer dreckverkrusteten Mönchskutte, hielt inne, um den Urheber der Rufe ausfindig zu machen. Laurin lief ihm entgegen.

„Laurin?“ fragte der Priester ungläubig und machte das Zeichen des Rades. „Gott muss meine Gebete erhört haben. Ich hätte nie gedacht, dass Ihr an jenem fürchterlichen Tage fliehen konntet.“

„Doch, es ist mir gelungen! Sagt, wie steht es um Dhor? Und bitte glaubt nicht, mich schonen zu müssen! Die Wahrheit, sagt mir alles, was Ihr wisst!“

Verwundert über diese Forschheit zögerte der Priester kurz, ehe er kopfschüttelnd erklärte: „Seid froh, dass Ihr so früh fliehen konntet, Laurin, und nicht mehr miterleben musstet, was wir gesehen haben. Denn Vohyr, der Eroberer, ist in Dhor eingetroffen. Alle nennen ihn nun den Schlächter von Dhor, denn ein entsetzliches Gericht hat er dort gehalten. Bitte erspart mir, Euch Einzelheiten erzählen zu müssen! Ihr wisst, wie die Haronen sind.“

„Und Nymadhin?“ fragte Laurin leise. „Habt Ihr Nachrichten aus Nymadhin gehört?“

Der Priester sah ihn lange und eindringlich an. Laurin ahnte, dass der Mann überlegte, ob er die Wahrheit oder eine tröstliche Lüge vorbringen sollte. Dann aber entschied er sich, Laurins ursprünglicher Bitte zu folgen und sagte: „Es hieß, dass Havar selbst mit einem Trupp Soldaten nach Nymadhin aufgebrochen sei, um sich um Eure Angehörigen zu kümmern.“

Ohnmächtig schloss Laurin die Augen.

„Es tut mir Leid“, sagte Pater Mardhin und legte eine Hand auf Laurins Schulter.

Wahrlich, schlimmer hätte es nicht kommen können. Havar, der Schreckliche, ritt persönlich nach Nymadhin – inzwischen mochte er sogar längst dort gewesen sein. Laurin spürte, wie er zu zittern begann bei dem Gedanken, was er seinen Schwestern und seiner Mutter angetan haben mochte.

„Nymadhin hat starke Mauern“, beruhigte der Priester ihn. „Sie werden vielleicht standhalten können.“

Hält der Mann mich zum Narren? fragte sich Laurin verbittert. Wenn selbst die Stadt Dhor erobert wurde, wie soll denn ein verlorener Weiler wie Nymadhin der haronischen Armee standhalten?

Doch er begriff, dass Pater Mardhin ihn zu trösten versuchte, und schaffte es sogar, ein schiefes Lächeln aufzusetzen.

„Seht, trotz allem gibt es noch Hoffnung“, fuhr der Priester fort. „Die Haronen kamen aus zwei Gründen nach Dhor: um die Familie Eures Vaters auszulöschen, und um die Sippe des Fürsten zu vernichten. In beiden sind sie gescheitert, denn es ist mir gelungen, einen Neffen des Fürsten aus der Stadt zu bringen.“

Der Priester winkte einen Jungen heran, der hinter seinem Rücken gewartet hatte und Laurin bislang nicht aufgefallen war. „Womöglich ist er der einzige Verwandte des Fürsten, der das Schlachten überlebt hat.“

Laurin starrte den Jungen an. Er kannte dieses Gesicht – in der Tat war es unvergesslich. Es lag verborgen unter einer Unzahl von Pickeln, die es von der Stirn bis zu den Mundwinkeln bedeckten und so rot glühen ließen, dass die Haut fast der Farbe der Haare gleichkam. Dazu hatte der Junge die Angewohnheit, den Mund leicht geöffnet zu halten, so dass er beinahe schwachsinnig wirkte.

„Hallo, Baldhur!“ grüßte Laurin den Jungen kühl.

Der aber glotzte nur und entgegnete nichts. Pater Mardhin strich dem hässlichen Jungen über die Haare. „Es war auch für ihn ein großer Schrecken. Wir müssen nun weiter, sonst versäumen wir die Armenspeisung. Vielleicht kommt Ihr uns einmal besuchen.“

„Keine Angst!“ erwiderte Laurin. „Ich werde beim Grafen ein Wort für Euch einlegen, dass Ihr nicht im Armenhaus bleiben müsst.“

Er sah den beiden nach und erschrak heftig, als Bard ihn von der Seite ansprach: „Es tut mir Leid, Laurin!“

„Oh, du hast mitgehört?“

„Ja! Vergiss bitte nicht: Noch gibt es Hoffnung! Du bist den Haronen entkommen – auch deinen Verwandten mag dies gelingen.“

Zornig schlug Laurin mit einer Faust gegen die Fläche seiner anderen Hand. „Nein, sie sind tot! Aber dieser Baldhur, der konnte gerettet werden! Eine schöne Welt!“

„Und was soll das bedeuten?“ verwunderte sich Bard.

„Hast du ihn gesehen, diesen hässlichen Jungen mit dem Pickelgesicht?“ So zornig war Laurin, dass er ganz vergessen hatte, dass sein Gegenüber ebenfalls nicht als schön galt. „Ich kenne diesen Baldhur! Von allen Menschen am Hofe des Fürsten war er der nutzloseste, faulste, widerwärtigste...“

„Es reicht, Laurin!“ unterbrach Bard ihn. „Was willst du mir überhaupt sagen? Dass er es verdient gehabt hätte, durch die Hand der Haronen zu sterben?“

„Im Austausch gegen meine Familie?“ fragte Laurin bitter.

Erschüttert schüttelte Bard den Kopf. „Nein, Laurin, so kenne ich dich nicht, aber es ist dein Schmerz, der dich so reden lässt. Lass uns nun gehen, und gib nicht Unschuldigen die Verantwortung für die schrecklichen Dinge, die geschehen sind!“

Reumütig wie ein zurechtgewiesenes Kind senkte Laurin den Kopf und folgte dem Freund. Im Grunde aber war es ihm gleich, was Bard sagen mochte. Die letzten Neuigkeiten hatten jede Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seinen Verwandten zunichte gemacht.

Die Haronen schienen gesiegt zu haben.

2

Als Dharana ihre Stiefmutter begrub, hatte sie keine Tränen mehr übrig, die sie noch vergießen konnte. Starr sah sie auf die frisch aufgehäufte Erde. Es hatte sie verausgabt, das Grab zu schaufeln, doch sie hatte sich an diese Arbeit gewöhnt. Der Regen, ihr schlimmster Feind seit dem Abzug der Haronen, prasselte auf sie herab und durchnässte sie bis auf die Haut. Sie bemerkte es gar nicht.

Dharana hatte keine enge Beziehung zu ihrer Stiefmutter gehabt. Sie war bereits älter gewesen, als ihr Vater mit dieser neuen Frau gekommen war. Nur Laurin hatte sie als seine Mutter anerkannt – was kaum verwundern konnte, denn er hatte seine wirkliche Mutter nie kennengelernt.

Ihr Blick wanderte zu Bodhir, jenem jungen Fleischergesellen, der sie seit dem ersten Tag begleite-

te. Im Denken war er schwerfällig und langsam, aber Dharana hatte Grund, ihm dankbar zu sein. Er hatte ihnen bei allem geholfen, und am wichtigsten: Er hatte keine Fragen gestellt. Dharana hatte keine Lust mehr, Fragen zu beantworten. Auch jetzt nicht, da von ihrer verzweifelten Flüchtlingsgruppe nur drei Seelen übrig waren, von denen eine lebenswürdig, aber dumm war, und eine den Verstand verloren hatte.

Zu elft waren sie bei ihrem Aufbruch gewesen: die Frauen aus Renatos Familie und einige Dorfbewohner, die mit ihnen das Grauen überlebt hatten. Einer nach dem anderen war seinen schweren Verwundungen erlegen. Nun bestand Hoffnung, dass das Sterben ein Ende hatte, denn die verbliebenen drei hatten keine Verletzungen - jedenfalls keine äußerlich sichtbaren.

„Dieser Regen treibt mich in den Wahnsinn!“ schrie Dharana.

Bodhir, der Fleischerjunge, sah sie mit großen Augen an. „Wir können nichts gegen den Regen tun, Dharana!“

Gott steh mir bei, dachte Dharana. Diese Art von Beschwichtigungen war das Letzte, was sie hören wollte.

„Ich will nach Hause!“ jammerte Cardhen.

Es war das einzige, was sie noch zu sagen imstande war. Kein anderes Wort war in den vergangenen Wochen über ihre Lippen gekommen. Anfangs hatte Dharana ihrer kleinen Schwester immer wieder erzählt, dass sie nicht nach Hause konnten – dass sie aber ein neues Zuhause suchten, und andere Lügen. Nun irrten sie seit neunzig Tagen über die Hänge des Scheidegebirges. Nie hätte Dharana gedacht, dass sie derartige Strapazen durchzustehen vermochte. Hunger und Erschöpfung waren ständige Begleiter, während sie versuchten, nach Süden zu gelangen – es war die grobe Richtung Miramias, denn wo sonst hätten sie hingehen sollen? Aber sie kamen nicht voran. Immer wieder hatten sie mehrere Tage an einem Ort gelagert, um die Verwundeten zu versorgen. Wenn es dann einmal möglich gewesen war zu wandern, hatten Schluchten oder Bäche ihr Vorwärtskommen versperrt. Bodhir hatte vorgeschlagen, sich nach Osten zu wenden und in der Ebene zu wandern. Dharana hatte ihm schroff widersprochen. Wer konnte wissen, wo die Haronen überall nach ihnen suchten?

Mischt euch unter das einfache Volk, hatte ein Diener ihres Vaters ihnen nahe gelegt. *Sie werden euch töten, wenn sie euch erkennen. Doch wenn sie euch für einfache Leute halten, dann verschonen sie euch.*

Es war ein furchtbarer Irrtum gewesen. Mehrmals hatte Dharana sich gewünscht, sie hätten einen schnellen Tod mit Gift gewählt, um ihrem Schicksal zu entgehen. Wie eine Horde verstandesloser Tiere waren die Haronen in Burg Nymadhin eingefallen, in dessen Mauern sich das Volk verschanzt hatte. Keine Straßenecke hatte es gegeben, an der nicht eine Frau vergewaltigt worden war. Es hatte sie alle erwischt. Mariana hatte dabei das größte Glück gehabt: Ihr Peiniger hatte ihr gleich hinterher die Kehle durchgeschnitten. Viel schlimmer war es Cardhen ergangen, die nacheinander von etlichen haronischen Fußsoldaten geschändet worden und seither in gnädiger geistiger Umnachtung verblieben war.

Die Regenschleier schienen die Berge in ein schwarzes Trauerkleid gehüllt zu haben. Trostlos erstreckten sie sich nach allen Richtungen. Stets hatte sie diese Berge nur aus sicherer Entfernung betrachtet; selbst einmal darin zu wandern, hätte sie nie für möglich gehalten. Verbittert dachte sie zurück an Nymadhin. Ein stechender Schmerz zwischen ihren Schenkeln brachte die Erinnerung zurück.

Havar, der Feldherr, war es gewesen. Auf seinem Ross hatte er seinen Männern beim Morden und Brandschatzen zugesehen, als betrachte er eine amüsante Veranstaltung. Er selbst hatte sich zunächst nicht beteiligt, aber auch keine Veranlassung zum Eingreifen gesehen. Als die Soldaten Dharana entdeckt und zu Boden gezerrt hatten, hatte er sie jedoch angeschrien: „Weg von ihr! Die ist für mich!“

Brutal hatte er sie auf die Füße gezerrt und ihr Gesicht gegen eine Hauswand gepresst. Sodann hatte er ihr die Kleider von hinten aufgeschlitzt. Dharana hatte die Zähne zusammengebissen und ihren Ekel heruntergeschluckt, als Havar in sie eingedrungen war. Sie hatte keinen Schrei von sich gegeben, obschon der Schmerz entsetzlich gewesen war. Schließlich hatte Havar sie herumgerissen. Mit seinem Panzerhandschuh hatte er Dharana ins Gesicht geschlagen, und halb ohnmächtig war sie

zu Boden gegangen. Trotzdem hatte sie noch gehört, wie er sie angebrüllt hatte: „Hure!“

Wie sie aus der Stadt gelangt war, wusste sie nicht mehr. Irgendjemand hatte sie aus der Hölle herausgebracht, in die andere Hölle des Sterbens und Leidens auf den Hängen des Scheidegebirges.

„Lass uns unter den Felsvorsprung zurückkehren, Dharana!“ rief Bodhir. „Dann werden wir nicht so nass!“

Eine kühne Schlussfolgerung, dachte Dharana hämisch. Doch sie nickte und wandte sich von dem schmucklosen Grab ihrer Stiefmutter ab. Sie ergriff den Arm ihrer Schwester Cardhen und machte sich auf, Bodhir zu folgen.

Mit Tränen in den Augen rieb sie ihren Bauch. Natürlich war noch keine Wölbung sichtbar, aber sie wusste inzwischen Bescheid. Es war einer von vielen üblen Schlägen, die das Schicksal in letzter Zeit für sie bereitgehalten hatte.

„Ich werde dieses Kind töten, sobald es das Licht der Welt erblickt!“ schwor sie sich zum wohl hundertsten Mal.

In dieser Nacht fand der Regen ein Ende. Es sollte kein vorläufiges Ende sein wie so häufig in den letzten Tagen, sondern ein tatsächliches Ende für viele Wochen, aber das konnte Dharana zu jenem Zeitpunkt noch nicht wissen. Das plötzliche Ende des vertrauten Geräusches prasselnder Regentropfen weckte sie auf. Mühsam erhob sie sich von ihrer felsigen Unterlage. Sie hatte beinahe vergessen, wie es war, in einem Bett zu schlafen. Dharana rieb ihre schmerzenden Knochen und befühlte ihre Haare. Sie klebten fettig und verfilzt an ihrem Kopf. Selten hatte sie in den letzten Tagen Zeit gehabt, sich darüber Gedanken zu machen, doch nun verspürte sie Ekel über sich selbst, über ihre zerschlissenen Kleider auf einer von Schmutz überzogenen Haut, ihre vor Dreck schwarzen Hände, die schweißgetränkte Unterwäsche. In Nymadhin hatte ihre Stiefmutter alles gegeben, aus ihr eine Dame zu machen, und nie hatte Dharana länger als einen Tag dieselben Kleider getragen.

Neben ihr ertönten Bodhirs regelmäßiges Schnarchen und Cardhens leises Jammern. Dahinter hörte sie das Heulen der Wölfe, die auf den Kämmen des Scheidegebirges hockten und dem Mond ein Ständchen brachten. Der Wind trug ihre Klagegesänge weit über die Berge. In den ersten Nächten hatte sie furchterliche Angst verspürt, doch nachdem sie nun vier lange Wochen im Freien geschlafen hatte, ohne von einem Wolf behelligt worden zu sein, fürchtete sie sich nicht mehr.

Dharana verspürte den Drang aufzustehen. In ihre Schlafdecke gehüllt, ging sie das Plateau ab. Es war eine mondhelle Nacht, und die Umrisse der gewaltigen Berge zeichneten sich wie schattenhafte Monster ab. Ob je zuvor ein Mensch an diesem Ort gewesen war?

Sie wusste nicht, wie weit sie von Nymadhin entfernt waren. Ihr Vorankommen war so langsam gewesen, dass sie an kaum einem Tag mehr als eine Meile zurückgelegt hatten. So mochte es sein, dass sie noch immer innerhalb der Grenzen des Fürstentums Dhor weilten. Dharana versuchte, sich in Erinnerung zu rufen, was sie über die Lande wusste. Miramia und die Freien Städte lagen von hier aus gesehen im Südosten. Wenn man nicht die Straße nehmen wollte (und das konnten sie unmöglich wagen), dann blieben nur drei Wege: durch den Wald abseits aller Pfade, durch das Rote Land oder entlang der Gipfelkämme des Scheidegebirges.

Die erste Möglichkeit schied aus, denn es war für Dharana unvorstellbar, durch das Unterholz eines Waldes zu kriechen, dessen Durchquerung schon auf der Straße Tage erforderte. Das Rote Land bot den nächstkürzeren Weg, aber man hatte ihr üble Geschichten über diesen Landstrich und seine Bewohner erzählt, die gottlose Barbaren waren, deren Stämme sich nie einem Herrscher unterworfen hatten. Es blieb der Weg durch die Berge, doch hierzu mussten sie dem Lauf des Scheidegebirges noch viele hundert Meilen nach Süden folgen, womöglich gar bis zur Küste des Meeres.

Dharana fröstelte und zog die Decke enger um ihren Körper. Sie hatten seit dem ersten Tag drei Decken gehabt. Es waren viel zu wenige gewesen, und wer in der Nacht ohne geblieben war, der hatte bitter gefroren und kein Auge zugetan. Doch nun war für jeden von ihnen eine Decke geblieben. Manchmal fragte Dharana sich, was ihr lieber war: in der Eiseskälte zu frieren oder sich in einen feuchten, stinkenden Stofffetzen zu hüllen, aus dem sie noch den Angstschweiß und die eiternden Wunden der Sterbenden riechen konnte.

Ein Lufthauch traf auf ihr Gesicht. Traurig tastete ihre Hand die Züge ab. Es gab in ihrem Leben ein *Vorher* und ein *Nachher*. *Vorher* war ihr Gesicht glatt und schön gewesen, und jede Unvollkom-

menheit war unter teurem Puder verdeckt worden. Nun konnte sie darüber nur noch lachen. Havar hatte ihr Gesicht zertrümmert. Eine ganze Woche hatte sie anfangs vor Schmerzen weder sprechen noch essen können. Der Panzerhandschuh hatte ihre Nase gebrochen. Ein einziger Hieb hatte jede Schönheit aus dem Gesicht unwiederbringlich vertrieben. Die Wunden waren jetzt verheilt, aber nicht allzu gut, wie Dharana an einem der wenigen nicht verregneten Tage hatte feststellen dürfen, als sich ihr Gesicht in einer Pfütze gespiegelt hatte. Ihre Nase war nun grotesk nach rechts gebogen, und ein Auge ließ sich nicht mehr ganz öffnen. *Ich bin hässlich geworden*, dachte sie sich. *Ein hässliches Weib, das nie einen Mann finden wird.*

Wundersamerweise störte es sie kaum. Sie hatte wahrlich genug Sorgen, als dass sie sich noch um ihr Aussehen kümmern konnte. Und so hatte sie an jenem Tag, als ihr das fremde, hässliche Gesicht aus der Pfütze entgegengablickt hatte, nur eine wegwerfende Handbewegung gemacht und nicht mehr daran gedacht.

Die Wolken rissen auf und entblößten einen prächtigen Sternenhimmel. Der hell strahlende Dhaneate zeigte sich als einer der ersten Lichtpunkte. Lange stand Dharana da und legte den Kopf in den Nacken, bis ihr Genick schmerzte. Sie waren so einsam unter den Sternen, abseits aller Menschen. Verwundert bemerkte sie, wie eine Träne sich den Weg durch ihr schmutziges Gesicht bahnte.

Ich darf nicht weinen, ermahnte sie sich selbst. *Ich muss stark sein. Ich muss diese kleine Gruppe sicher nach Miramia bringen.*

Die Tränen flossen jetzt schneller. Ebenso hätte sie sich vornehmen können, über die Berge zu fliegen. Die Aufgabe, einen einfältigen Jungen und ihre verrückt gewordene Schwester ans andere Ende der Welt zu bringen, war viel zu groß, als dass sie sie bewältigen könnte. Und das wusste sie.

Unsanft wurde Dharana aus dem Schlaf gerissen, als ihre Schwester schrill zu kreischen begann. Dann hörte sie noch etwas: ein tiefes Schnaufen aus einer heiseren Kehle. Sie wusste sogleich, dass niemand aus ihrer Gruppe diesen Laut von sich gegeben hatte. Mit einem Schütteln des Kopfes versuchte sie den Schlaf abzuschütteln. Ein braunpelziges Etwas war in ihre Welt getreten. Es stank und stand unmittelbar vor ihrem schützenden Felsvorsprung.

Cardhen kreischte aus Leibeskräften und verstummte erst, als Bodhir ihr den Mund zuhielt.

Guter Junge, dachte Dharana. Manchmal kam es doch tatsächlich vor, dass Bodhir das Richtige tat. „Ich werde Euch beschützen, Herrin!“ rief er, doch Dharana hatte noch nicht einmal begriffen, wovor eigentlich.

Sie versuchte zu erfassen, was geschehen war. Ihre Augen suchten ein Vorne und ein Hinten bei dem riesigen Wesen, und endlich fand sie etwas, was ein Kopf zu sein schien. Er endete in einer stumpfen Schnauze mit einem mächtigen Gebiss. Die Augen hatten nichts Feindseliges, aber die schiere Größe des Wesens war beängstigend.

Der Bär drehte sich langsam um, als er das Interesse an den drei Fremden verlor. Als er sich umdrehte, scharrten seine großen Tatzen über die Felsen. Wieder ertönte sein Schnauben. Dharana wagte wieder zu atmen.

Mühselig kroch Bodhir aus der Spalte hervor. Eigentlich war er schlank, doch wirkte jede seiner Bewegungen stets schwerfällig.

„Bodhir!“ zischte Dharana mit hervortretenden Augen. „Bist du wahnsinnig? Bleib hier!“

„Ich werde Euch beschützen, Herrin!“ wiederholte er.

Dann ging alles ganz schnell. Bodhir machte einen Satz auf den Bären zu und stieß ein lautes Gebrüll aus. „Geh weg von hier!“ schrie er. Dharana rief seinen Namen. Der Bär indes wandte langsam seinen Kopf, als würde ihn all dies unendlich langweilen.

Der einfältige Junge brüllte erneut, unartikuliert und beängstigend. Mit einem Hieb seiner Vorderpranke brachte der gewaltige Bär ihn zum Schweigen. Die Pranke traf Bodhirs Bauch, und die Krallen rissen die Haut der Länge nach auf. Durch den Schlag wurde Bodhir rückwärts geworfen. Ein hinter ihm liegender Fels brachte ihn zum Straucheln, und hart schlug sein Hinterkopf auf den Boden, wo er bewegungslos liegen blieb. Ein letztes Mal ließ der Bär sein drohendes Knurren hören. Dann tapste er davon und war bald schon nicht mehr in Sichtweite.

Als sich Dharana neben ihren schwierigen Begleiter der vergangenen Wochen hockte, wusste sie, dass er es nicht überleben konnte. Die Bauchdecke war aufgerissen, und im Tageslicht waren die Eingeweide darunter sichtbar. Dharana sah ihn nur an und wusste nicht, was sie tun sollte, um diese entsetzlichen Verletzungen zu behandeln.

Bodhir schlug die Augen auf. Blut floss aus seinem Mund, als er zu reden versuchte. Dharana versuchte, ihn am Sprechen zu hindern, doch Bodhir sagte: „Ich habe Euch gerettet, Herrin!“

„Das hast du“, flüsterte Dharana ihm zu. Sie beugte sich nieder und küsste ihn auf den blutigen Mund. „Ein großer Held bist du.“

Fast hatte Bodhir ein Lächeln auf den Lippen, als sein Kopf zur Seite fiel. Entsetzt sah Dharana auf ihren toten Gefährten. Lange Zeit sagte sie nichts, doch dann brach ihre ganze Wut hervor. Ihre Schreie des Zorns hallten durch das Tal. Erschrockene Bergmäuse verkrochen sich, während sich die ersten Geier nicht beirren ließen und ihre Kreise zu ziehen begannen.

Hinter ihr saß Cardhen noch immer unter dem Felsvorsprung. Ihre Augen starrten ins Leere, als wäre sie eine unbeteiligte Zuschauerin.

Bis zum Abend waren sie gewandert. Dharana hatte die Blasen und Wunden an den Füßen nicht beachtet und ihre Schwester hinter sich hergezogen wie einen störrischen Hund. Doch Cardhen hatte den ganzen Tag keinen Ton von sich gegeben; das vertraute Jammern und Klagen war ausgeblieben, und Dharana war dafür dankbar.

Bodhir zu beerdigen war eine entsetzliche Knochenarbeit gewesen, doch sie hatte ihren Begleiter nicht den Geiern überlassen wollen. Bis zum Nachmittag hatte sie mit bloßen Händen eine Vertiefung neben dem Grab ihrer Stiefmutter ausgehoben und dann den toten Körper hineingerollt. Sein Tod erschien ihr vollkommen sinnlos. Wäre er am Morgen neben ihnen sitzen geblieben, wäre niemandem von ihnen etwas geschehen. Natürlich hatte er ihnen nicht das Leben gerettet. Im Gegenteil hatte er ihnen das Leben schwer gemacht, indem er gestorben war.

Trotz allen Ärgers hatte Dharana fast zärtliche Gefühle empfunden, als sie einen letzten Blick auf das vertraute, stumpfsinnige Gesicht geworfen hatte. Traurig hatte sie dann begonnen, den Leichnam mit Steinen zu bedecken, bis nichts mehr von ihm sichtbar gewesen war.

Kein Zeichen hatte sie auf dem Grab hinterlassen. Nur kurz hatte sie anschließend geruht, um dann ihre Schwester am Arm zu packen und mit ihr fortzugehen. Sie wollte nicht noch eine Nacht an diesem Ort verweilen, an dem ihre Stiefmutter und Bodhir gestorben waren. So waren sie viele Stunden gegangen, und zum erstenmal seit dem Beginn ihrer Flucht hatte Dharana das Gefühl, ein beträchtliches Stück vorangekommen zu sein. Am Abend hatten sie sich erschöpft auf den Boden fallen gelassen.

Der Ort schien freundlicher als die Anhöhe der vergangenen Nächte, denn hier wuchs Gras, und vereinzelt gab es sogar einige gelbe Blumen, die ihre Blütenköpfe in die feindselige Umgebung reckten. Doch sollte es zu regnen beginnen, dann wären sie schutzlos, denn zum Rasten blieb ihnen nur ein großer Fels, an den sie sich kauerten, um dem Wind zu entkommen.

Aber es regnete nicht. Es wurde zwar wiederum bitter kalt, doch es blieb trocken, und dafür nahm Dharana gerne etwas Kälte in Kauf. Den ganzen Tag hatten sie nichts gegessen, und nun war es zu spät, etwas zu beschaffen. In den letzten Wochen hatte sie einiges Geschick darin gewonnen, Berghasen aus ihren Höhlen zu graben. Zuletzt hatten es die Tiere nicht einmal mehr geschafft, mit einem flinken Haken an Dharana vorbeizurennen und zu entkommen. Rohes Hasenfleisch sowie einige Beeren und Kräuter, das waren ihre Mahlzeiten der vergangenen Tage gewesen. Doch an diesem Abend sollte es nichts mehr geben.

Sie sah zu ihrer Schwester.

Noch immer hatte Cardhen kein Wort der Klage hören lassen. Seit der Bär sich über sie gebeugt hatte, hatte sie sich verändert. Womöglich hatte sie nun den letzten Rest ihres Verstandes verloren. Dharana strich ihrer Schwester das rabenschwarze Haar aus den Augen. Anders als bei Dharana war ihr Gesicht unversehrt geblieben, als die Haronen ihr das Schlimme angetan hatten. Doch Dharana hütete sich, sie zu beneiden.

Hätte ich das durchgemacht, was ihr angetan wurde, dann säße ich jetzt stumm hier, und sie würde für alles sorgen.

„Dharana?“

Dharana starrte ihre Schwester an. War es wirklich Cardhen gewesen, die ihren Namen ausgesprochen hatte? Die Augen ihrer Schwester wirkten wach und klug wie einst.

„Wo sind wir, Dharana?“ fragte Cardhen.

Mit offenem Mund, überwältigt vor Freude, umarmte Dharana ihre Schwester. Die fügte sich widerwillig in die Umarmung und betrachtete anschließend Dharanas Gesicht. Der Schrecken war ihr anzumerken, doch sie sagte nichts.

„Du erinnerst dich an nichts, was geschehen ist?“

„Doch“, versetzte Cardhen. „Doch, natürlich! Die Haronen sind gekommen und haben die Burg umstellt. Man sagte uns, wir sollten uns unter das Volk mischen. Daran erinnere ich mich. Aber wie kommen wir hierher? Und wo ist Mutter?“

Dharana seufzte und strich ihrer Schwester durch das Haar. „Cardhen, lass uns schlafen! Ich bin müde, und du bist es sicher auch. Morgen werde ich dir alles erzählen.“

Oder vielleicht besser nicht alles, fügte Dharana in Gedanken hinzu.

Als sie an diesem Abend einschlief, verspürte sie wieder Hoffnung. Man hatte ihr einen Gefährten genommen, aber dafür eine andere Gefährtin gegeben. Vielleicht hatte Gott sie doch nicht ganz verlassen.

Mit einem Gebet auf den Lippen sank sie in den Schlaf.